

Zeitschrift: Mitteilungen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft =
Bulletin de la Société Suisse de Musicologie

Band: 3 (1936)

Heft: 2

Artikel: Über das Studium der Musikwissenschaft [Schluss]

Autor: Handschin, Jacques

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-835059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

derung (5. Jan. 1829), Klinge leise (29. März 1830), Weiß und rot (8. Sept. 1830), Hier im Wirtshaus (ebenso), Sonne, Mond und alle Sterne (ebenso), An dem Fenster meiner Lieben (ebenso). Hölderlin, Rückkehr in die Heimat (Febr. 1830), Schicksalslied (ebenso). Angelus Silesius, Wo ist der Liebste, den ich suche (Febr. 1830). Schmolck, Gute Nacht (Febr. 1830). Hoffmann von Fallersleben, Wie traurig sehn die Auen (29. März 1830), Winzerlied (8. Sept. 1830). Grablied (Abälard und Heloise, von L. A. Follen) (24. Sept. 1830).

Über das Studium der Musikwissenschaft

Von Jacques Handschin, Basel

(Schluß)

Es ist dem Leser vielleicht aufgefallen, daß ich bisher das Wort „Forschung“ gänzlich vermieden habe, obgleich ich doch die entfernteren Bereiche durch Affinität mit der forschenden, erobernden Wissenschaft und die näheren mit der besitzenden hätte verknüpfen können. Aber das Wort „Forschung“ hat für mich, offen gestanden, einen Beigeschmack infolge häufiger mißbräuchlicher Benützung. Es ist merkwürdig: eine uninteressierte Musikwissenschaft, also eine solche, die nicht in handgreiflichem Zusammenhang mit der Praxis steht, wird von vielen als abwegig und unfruchtbar angesehen; aber zugleich scheint diese knöcherne alte Dame doch ein geheimes Begehren zu erwecken, denn wir sehen immer wieder, wie Betätigungen, die nur halbwegs mit Musikwissenschaft zu tun haben, als Forschung gelten möchten. Wenn all dies unter der Flagge der Forschung segelt, kann dies nur zur Folge haben, daß Institutionen, die mit Forschung wirklich zu tun haben, auf das Wort „Forschung“ gerne verzichten. Ich denke hier in erster Linie an die musikwissenschaftlichen Seminare der Universitäten. Aber sogar diese sind, wenn wir es richtig überlegen, mehr Stätten für die Lehre als für die Forschung, obgleich ein rechtes Seminar immer die Tendenz haben wird, sich nach der Seite der Forschung zu entwickeln. Von eigentlichen Forschungsinstituten kann in der Schweiz vielleicht überhaupt nicht die Rede sein; dazu fehlt es zunächst einmal an den entsprechenden Stiftungen.

Ich bin bei der Kennzeichnung der heutigen Situation der Musikwissenschaft von einem Vergleich mit dem Fach des Orgelspiels in der praktischen Musik ausgegangen. Wie in der Musik das Klavier- oder Violinspiel, so ist in der Wissenschaft z. B. die klassische Philologie ein Fach, das an Arbeitsqualität keine Steigerung mehr zu erfahren hatte, während dort die Orgel, hier die Musikwissenschaft diese Arbeitsqualität erst noch erringen mußte. Aber der Vergleich hinkt in einer Hinsicht. In der Musikwissenschaft war die Steigerung, anders als bei der Orgel, zugleich mit einer zunehmenden Gebietserweiterung verknüpft, und so übertrifft die Musikwissenschaft heute an Gebietsumfang die meisten ihrer Schwestern innerhalb der Philosophischen Fakultät I. In dieser Fakultät gilt z. B. die romanische Philologie, d. h. das Studium der neueren romanischen Sprachen, als ein besonderes Fach, während die Musikwissenschaft es mit der Musik *sämtlicher* Zeiten und Völker zu tun hat, und nicht nur *in concreto*, d. h. historisch und ethnographisch, sondern sie ist außerdem eine theoretische Wissenschaft, insofern sie die Dinge unabhängig vom gegebenen historischen oder ethnographischen Einzelfall betrachtet, hauptsächlich als Psychologie. Ich erinnere mich, wie der dahingeschiedene Philosoph Professor Joël einst sagte, daß die Musikwissenschaft eigentlich, wie die Philosophie, in beiden Abteilungen der Philosophischen Fakultät heimatberechtigt sein sollte, da sie innerhalb der zweiten Abteilung mit der Physik durch die Akustik, und mit der Völkerkunde in Berührung steht. Es war darum nicht ganz unlogisch, als kürzlich die Anfrage eines auswärtigen Kandidaten an die Universität Basel gelangte, ob es nicht möglich wäre, ihm Akustik (d. h. theoretische Musikwissenschaft) und Musikgeschichte als zwei getrennte Prüfungsfächer anzurechnen — eine Anfrage, die aber auf Grund der geltenden Bestimmungen verneint werden mußte. Ich hoffe, man wird dies alles nicht so auffassen, daß ich mit unserem Fach renommiert will; wir

müssen eher um eine gewisse Nachsicht bitten, denn es ist klar, daß wenn wir dieselbe Arbeitsqualität haben sollen wie etwa die romanische Sprachwissenschaft, und dabei ein viel größeres Gebiet — denn in Wirklichkeit ist die Musik jedes Kulturkreises eine Sprache für sich —, daß man dann alle Kräfte anspannen muß, um der Aufgabe nur einigermaßen gerecht zu werden.

Nun erhebt sich aber die Frage, was dies alles für die Musikwissenschaft an der *Universität* bedeutet. Ich erwähnte schon, wie vor sechs Jahren in Basel eine Tatsache der wissenschaftlichen Entwicklung auf das Universitätsfach angewandt wurde; immerhin steht man hier erst wieder vor einem Problem und nicht vor einer Selbstverständlichkeit, denn die Universitätswissenschaft ist nicht *die* Wissenschaft; wenn sie auch selbstverständlich der absoluten Wissenschaft folgt, kann man verschiedener Meinung darüber sein, in welchem Tempo sie ihr zu folgen habe. Man könnte von der einen Seite sagen, daß die Universitätswissenschaft ihres Prestiges wegen der Jugend gegenüber mehr den gesicherten Besitz zur Schau stellen sollte als das, was die Wissenschaft erst zu erobern im Begriff ist. Auf der anderen Seite könnte man aber finden, daß der sogenannte gesicherte Besitz wissenschaftlich gar kein Interesse bietet, obgleich er für die Praxis große Bedeutung haben kann, und daß die „unverrückbaren Errungenschaften“ ja doch immer wieder durch die Entwicklung auf den *anderen* Gebieten in ein verändertes Licht gerückt werden. Auf der einen Seite kann man geltend machen, die Jugend erheische ein gewisses Entgegenkommen und müsse mit Schwierigkeiten und Zweifeln möglichst verschont werden, auf der anderen Seite erscheint es aber als natürlich, daß gerade die Jugend die Zeichen der Zeit erfäßt und sich dorthin gezogen fühlt, wo keine gangbaren Straßen sind, wo lebendiges Ringen ist.

Wir wollen diese Fragen nicht weiter diskutieren, da das Einhalten der richtigen Mitte vielleicht mehr eine Sache des Einzelfalles als der prinzipiellen Entscheidung ist; immerhin, eines dürfte aus dem Gesagten bereits klar geworden sein, daß nämlich das Studium der Musikwissenschaft heute nicht weniger an Mühe und Anlagen erfordert als das irgend eines anderen philosophischen Universitätsfaches. Es wäre eine verhängnisvolle Verkennung der Realität, heute noch anzunehmen, es sei ein leichteres Studium als Philologie oder Physik. Dies ergibt sich mit Notwendigkeit; aber es ist auch gut so. Der heutigen Entwertung des Dokortitels kann nur dadurch entgegengewirkt werden, daß die dahinterstehende Leistung wieder allgemein Achtung einzuflößen vermag, und es *muß* ihr entgegengewirkt werden, denn die Entwertung des Dokortitels ist in den Augen des *Volkes* zugleich die Entwertung der geistigen Arbeit. Ich hatte manchmal Gelegenheit, auf Lokalbahnen in entlegenen Gegenden der Ostschweiz zu reisen, und ich habe dabei Gespräche belauscht, die, wenn sie auch in den Städten nicht üblich sind, gerade von den Städtern in Betracht gezogen werden sollten, denn in kritischen Zeiten ist der Städter doch immer auf das Land angewiesen. Da kam z. B. die Meinung zum Ausdruck, ein Herr Doktor sei nur jemand, der seinen Titel erschlichen habe, um bequemer auf Kosten des einfachen Mannes zu leben, — natürlich mit entsprechender, sehr drastischer Moral, wie demnach mit allen Doktoren zu verfahren wäre.

Die Universität muß also darauf halten, sich nicht mit allzu leicht wiegenden Dissertationen zu begnügen. Immerhin wollen wir die Bedeutung der Dissertation nicht übertreiben. Die Dissertation ist schließlich nur das wert, was der hinter ihr stehende Arbeiter wert ist, und eine sehr gute Dissertation, der keine weiteren Leistungen folgen, ist weniger erfreulich als eine nicht so gute, die den Ausgangspunkt zu fruchtbarer Betätigung bildet. Es muß ferner vernünftigerweise darauf gesehen werden, daß eine Dissertation nicht zu einer Art Wasserkopf am Studium wird. Daß die Dissertation mehr als ein Jahr fleißiger Arbeit erfordert, erscheint mir durchaus unnormal, obgleich es häufig vorkommt. Paradoxerweise scheint mir, daß gerade die Bevorzugung der schwierigeren und dunkleren Gebiete bei der Themenwahl dazu angetan sein sollte, normale Lösungen zu erleichtern, denn auf diesen Gebieten stehen in Hülle und Fülle Themen bereit, die bei begrenztem Zeitaufwand nützliche Resultate versprechen; allerdings erheischen diese Gebiete, wie gesagt, mehr an Schulung als die anderen, aber ohne diese Schulung kommt heute der angehende

Musikwissenschaftler ohnedies nicht aus. Gewiß mag, wer Lust hat, sein Thema auch aus den weniger dunklen Kontinenten unserer Erde holen — fühlt er sich dabei von einer ästhetischen Prädilektion für die oder jene Zeitperiode getrieben, so ist dies unter allen Umständen wertvoll im Sinne des persönlichen Verhältnisses zum Gegenstand; es ist auch zuzugeben, daß z. B. in einer uns so nahestehenden Periode wie das 18. Jahrhundert noch manches Detail zu erforschen ist — nur wird man sich kaum mit der Hoffnung schmeicheln können, hier noch etwas von der Bedeutung der Mannheimer Schule zu entdecken, und ferner bringt es eben die stärkere Abgegrastheit dieser Gebiete mit sich, daß man manchmal viel Zeit verlieren muß, bevor man wissenschaftlich auf einen grünen Zweig kommt.

So kann man nur wieder vor Illusionen warnen. Dem Studierenden gegenüber wäre es eigentlich eine der wichtigsten Pflichten des Lehrers, keine Einbildung, d. h. keinen Widerspruch mit der Realität aufkommen zu lassen, — zugleich leider eine sehr unangenehme Pflicht, besonders in einer Zeit, wo sonst alle darauf aus sind, jemanden durch ein ins Gesicht gesagtes Kompliment abzufinden, um dann hinter seinem Rücken um so mehr nach Gutdünken, oder nach Schlechtdünken mit ihm zu verfahren ... Indessen, da die Universität eine Hochschule und nicht eine Mittelschule ist, wird schließlich alles Entscheidende vom Studierenden selbst und seiner Aktivität abhängen, wird es vor allem auf den Einsatz seiner Persönlichkeit ankommen. Manchmal hat man den Eindruck, daß die studierende Jugend sich ihres großen Privilegiums als studierende Jugend nicht ganz bewußt wird, und daß es in diesem Sinne gut ist, wenn ein Kontingent solcher Menschen unter sie verteilt wird, die sich erst unter großen Opfern auf das Studium haben vorbereiten müssen — ich meine diejenigen, welche in Basel durch die „Maturitätskurse für Erwachsene“ vorbereitet werden. Eine andere Gefahr, auf die mich ein scharfblickender Kollege aufmerksam machte, ist, daß ein Studierender bei großem Leistungsehrgeiz und großen Fähigkeiten manchmal doch nicht zu den entsprechenden Resultaten gelangt, weil er durch etwas gehemmt wird, nämlich den ständigen Bedacht darauf, wie er mit seiner Leistung sich im Auge der anderen spiegelt. Kurz, der Erfolg, oder, wie man in alten Zeiten sagte, der Segen der wissenschaftlichen Arbeit hängt von sehr vielen Dingen ab, die ganz in der Persönlichkeit des Studierenden verankert sind und bei denen der Außenstehende, da es sich um erwachsene Menschen handelt, kaum etwas Wesentliches ändern kann.

Die ganze Frage wird durch materielle Erwägungen kompliziert; denn: was kann jemand, der mit Musikwissenschaft promoviert hat, im Leben damit anfangen? Ungefähr nichts, in der Hauptsache wird es sich darum handeln, ob er einen anderen Beruf hat, etwa als Musiker oder als Lehrer. Die mittelalterliche Universität konnte für ihre Doktoren etwas tun, weil „Doktor“ damals etwas ausnehmend Hohes bedeutete (wie heißt es doch im „Faust“? „Ihr seid Magister, seid Doktor *gar*“), die moderne Universität ist mit der Titelverleihung viel liberaler geworden und kann darum für die Graduierten um so weniger eintreten. Allerdings hat jemand, der heute Musikwissenschaft studiert hat, dieselbe innere Berechtigung zum Beruf eines Redaktors oder eines Bibliothekbeamten wie andere, weil die Musikwissenschaft mindestens wie jedes andere humanistische Fach einen Blickpunkt in das geistige Leben eröffnet. Aber auch die Redaktor- und Bibliothekarposten sind dünn gesät, und vielleicht wird man, um in dieser Beziehung wirklich gleichberechtigt neben anderen Fächern dazustehen, erst noch einige Vorurteile zu überwinden haben. In Deutschland freilich hat die Musikwissenschaft zu unseren Lebzeiten ihre praktischen Aussichten mit einem Schlag anwachsen sehen. Es wurde seinerzeit für Preußen bestimmt, daß der zukünftige Musiklehrer an einer Mittelschule (Gymnasium) Musikwissenschaft studiert haben müsse, infolge wovon die Frequenz des Faches an den Universitäten ungeheuer zunahm. Ob dies für die Mittelschulen wirklich notwendig war, wage ich nicht zu sagen; jedenfalls wird, was das Fach der Musikwissenschaft an der Universität betrifft, niemand behaupten, daß es seither einen Aufschwung genommen hätte.

Da ich einmal im Zuge bin, Illusionen zu bekämpfen, sei es mir gestattet, noch an eine letzte Illusion die Hand zu legen. Manche denken, es sei logisch, Musikwissen-

schaft zu studieren, um nachher Musikreferent, also Kritiker an einer Zeitung zu werden. Lassen Sie mich denen, die dieser Meinung sind, eine Anekdote ins Stammbuch schreiben, die sich in Wirklichkeit zugetragen hat. Vor einiger Zeit übernahm es jemand, für eine Zeitung über ein Musikfest zu referieren. Da er gezwungen war, etwa ein Dutzend Konzerte auf kleinem Raum zusammenzufassen, unterließ er neben vielem anderem nach reiflicher Überlegung auch die Erwähnung eines Pianisten, der an dem Fest teilgenommen hatte. Was macht der Pianist? Er reklamiert bei der Redaktion und erreicht, daß innerhalb dreier Tage von einem auswärtigen Vertreter der Kritiker-Internationale ein Zusatzbericht geliefert wird, in dem er lobend erwähnt ist. Damit war die Angelegenheit vom Standpunkt der Zeitung erledigt. Auch der erste Referent konnte sich mit einem Achselzucken und dem Schluß, daß seine Mitarbeit an der Zeitung auf einem Mißverständnis beruht habe, begnügen; denn er war nur Gelegenheitsreferent. Doch stellen wir uns vor, daß es sein Hauptberuf gewesen wäre: wie „problematisch“ hätte ihm dieser erscheinen müssen! Dann ist, was den Beruf des Musikkritikers betrifft, noch eine Frage zu stellen. Ist derselbe wirklich seinem Wesen nach so intim mit der Musikwissenschaft verknüpft, wie manche glauben? Ein bekannter Künstler hat neulich — wieder einmal — die Diskussion über diesen Beruf ins Rollen gebracht, indem er als Aufgabe des wahren Kritikers zwei Dinge hinstellte: erstens die ideale Reportage, den Stimmungsbericht, zweitens die tätige Mithilfe dem Künstler und der Kunst gegenüber. Wie man sieht, sind dies Dinge, die mit Wissenschaft nichts zu tun haben. Demgegenüber besteht die bekannte andere Auffassung des Kritikerberufes, und diese findet naturgemäß an Orten mit vorherrschend intellektualistischer Einstellung zur Kunst viele Anhänger, aber für die einzig anerkannte kann man sie nicht ansehen.

So hat sich in diesem Hauptteil meiner Betrachtung Problematisches an Problematisches gereiht, und der Leser wird vielleicht den Eindruck erhalten haben, daß ich wie ein Cerberus jedem die Freude an der Musikwissenschaft verleiden möchte. Aber so ist es nicht gemeint, es handelt sich nur darum, daß das Fach möglichst wenigen zur Enttäuschung werden soll. Ich kann mit einem freundlichen Ausblick abschließen. Bisher war ja nur von demjenigen die Rede, der die Musikwissenschaft als Hauptfach ergreift. Daneben haben wir es aber mit denen zu tun, denen sie Nebenfach ist, sei es, daß sie sie als Promotionsnebenfach wählen, oder nicht einmal dies, sondern sie nur aus Freude an der Sache betreiben. In bezug auf diese Kategorie kann ich mich nur zu einem unbewölkten Optimismus bekennen, denn ihnen wird die Musikwissenschaft, glaube ich, keine Enttäuschung bereiten. Diejenigen, welche z. B. Philologie oder Physik im Hauptfach und Musikwissenschaft im Nebenfach haben, sind schon insofern in einer günstigen Lage, als sie von ihrem Hauptfach her die guten wissenschaftlichen Traditionen mitbringen, die die Musikwissenschaft erst zu erringen im Begriff ist. Und wie sehr die Musikwissenschaft ihrem Gegenstand nach anregend sein kann, wie sie nach dem Wort des mittelalterlichen Theoretikers „*musica ad omnia pertinet*“ beinahe mit jedem anderen Wissensgebiet in fruchtbare Berührung treten kann, dies will ich lieber gar nicht ausführen, da ich sonst umgekehrt in den Verdacht der marktschreierischen Schönfärberei geraten könnte. Nur noch eines sei beigefügt. Wenn auch die Universität ihren Mittelpunkt durchaus im Dienste an der Wissenschaft, oder an der „*Theoria*“ (um mich der Ausdrucksweise einer Basler Rektoratsrede zu bedienen) findet, so ist sie andererseits auch der Sammelpunkt für praktisches Tun ihrer (in erster Linie theoretisch beschäftigten) Bürger; diesem Tun auf dem Gebiete der Musik dient das *Collegium musicum*. Um noch einen Gedanken aus der erwähnten Rektoratsrede aufzugreifen: die „*Theoria*“ kann gelegentlich sogar der in den Kämpfen des Lebens zerschundenen Praxis als Zufluchtsstätte dienen, und so kann ein Musikwissenschaftliches Seminar einmal ausnahmsweise für eine Erscheinung, die im Kunstleben nicht die gebührende Beachtung findet, eintreten. Mit anderen Worten: eine gelegentliche Ausdehnung der Tätigkeit in einen anderen Bereich ist wohl möglich, nur darf man darüber nicht vergessen, in welchem Punkt man das eigentliche Zentrum der Tätigkeit hat.